

Vortrag vor dem Stiftsbund Ellwangen vom 24. April 1995

Von der schwierigen Entsorgung eines Sonderfalls

Die Schweiz auf der Suche nach dem Weg ins 21. Jahrhundert

von Christian Schmid-Cadalbert (Riehen)

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich danke Ihnen für die mir zuteil gewordene Ehre, heute abend vor Ihnen über die Schweiz sprechen zu dürfen. Ehren sind manchmal unverdient, haben aber meist ganz konkrete Ursachen. So auch in diesem Fall. Hubert Klausmann, der mich gebeten hat, einen "allgemein verständlichen Vortrag über die Schweiz" zu halten - Hubert Klausmann und ich sind Fachkollegen. Wir sind beide Germanisten und befassen uns mit Dialekten, genauer mit Sprachgeographie im Rahmen von Sprachatlas-Projekten. Hauptberuflich bin ich, wie Sie gehört haben, Rundfunkredakteur bei Schweizer Radio DRS; ich mache Wortbeiträge im weiten Bereich der Alltagskultur. Meine Sicht der Schweiz wird denn auch deutlich durch diese Tätigkeitsbereiche geprägt sein.

Wir Schweizerinnen und Schweizer sind, meine ich, gute Europäer. Sie zweifeln daran? Nun, so lassen Sie sich zu mir nach Hause einladen. Meine Frau ist im Kanton Graubünden aufgewachsen als Kind einer deutschsprachigen Mutter und eines rätoromanischsprachigen Vaters. Ich selbst habe als Kind von Berner Eltern die ersten sieben Jahre meines Lebens im französischsprachigen Jura verbracht und spreche noch heute ganz leidlich französisch. Unsere beiden halbwüchsigen Kinder sind in der Nähe von Basel aufgewachsen und sprechen deshalb baseldeutsch, ich hingegen habe das Berndeutsche beibehalten. Die Kinder fragen, wenn sie am Morgen zum Frühstückstisch kommen: "Hesch guet gschlooffe?" Ich würde fragen: "Hesch guet gschlaaffe?" Auf ihre Frage antworte ich: "Jaa, merssi." Sie würden antworten: "Joo, danggschön." Meine Frau ist Katholikin, ich bin Protestant. Meine Frau ist ein leicht dunkelhäutiger, schwarzhaariger Bündnertyp, ich bin eher von landbernisch-emmentalerischer Art. Durch meine Frau habe ich das Bündnergericht Capuns kennengelernt, fingergrosse Gewürzteigknödel eingewickelt in Mangoldblätter. In ihrem Bündner Heimatdorf habe ich am Neujahrmorgen erlebt, wie die Schulkinder grüppchenweise ins Haus kommen, "Bien di, bien onn e bien meun / dai peta ni dai peun" sagen - also "Guten Tag, gutes Jahr und offene Hand / gib Kuchen oder Brot" - und dafür ein Geldstück bekommen. In der Bündner Gaststube, der "ustria", habe ich die Männer "trocas", also Tarok, spielen sehen; bei uns in der Deutschschweiz spielt man im Restaurant Jass, und zwar in der Westdeutschschweiz mit französischen

Karten, das heisst mit Pik, der wir "Schufle", Schaufel, sagen, mit Kreuz, Karo, der wir "Egge", Ecke, sagen und mit Herz. In der Ostdeutschschweiz spielt man mit deutschen Karten, also mit Eichel, Schilten, Rose und Schelle. Wenn ich meine Schwiegermutter besuche, fahre ich zuerst mit der Schweizerischen Bundesbahn, dann mit den Ferrovie Raetiche. Wenn ich mit der Bahn zu meinem älteren Bruder nach Yverdon fahre, sagt der Schaffner bei der Fahrkartenkontrolle: "Alle Billette bitte! Tous les billets s'il vous plaît!" Zu Hause kann ich vier Schweizer Fernsehsender empfangen: Zwei deutschschweizer Sender, nämlich Fernsehen DRS - DRS heisst deutsche und rätoromanische Schweiz - und Schweiz 4, Télévision de la Suisse romande und Televisione de la Svizzera italiana. Die deutsche, französische und italienische Sprachregion verfügen über je drei Radiokanäle. Bei Radio DRS, wo ich arbeite, senden die erste und dritte Senderkette vor allem im Dialekt, die zweite fast ausschliesslich hochdeutsch. Mit anderen Deutschschweizern spreche ich im Alltag nur Dialekt, mit Deutschen und Anderssprachigen hochdeutsch, französisch oder englisch. Neben einigen deutschschweizer Zeitungen, die alle hochdeutsch geschrieben sind, habe ich auch das Wochenmagazin *l'Hebdo* aus der französischsprachigen Schweiz abonniert.

Ich bin es von Kind auf gewohnt, dass Schweizerinnen und Schweizer unterschiedlich sprechen: deutsch, französisch, italienisch oder rätoromanisch. Und selbst wenn sie meine Sprache sprechen, nämlich Schweizerdeutsch, höre ich nach den ersten paar Worten, ob ich eine Bernerin, einen Basler, eine Walliserin, einen Zürcher oder eine St. Gallerin vor mir habe. Obwohl ich selbst nur bern- und baseldeutsch spreche, verstehe ich die andern Dialekte ohne Mühe. "Schweizerdeutsch" ist nur eine Sammelbezeichnung für die verschiedenen schweizerdeutschen Dialekte; Schweizerdeutsch existiert als Einheitssprache nicht.

Als Kind eines Grenzwächters an "wir" diesseits und "sie" jenseits des Schlagbaums gewöhnt, erfuhr ich doch früh, dass andere Schweizerinnen und Schweizer, vor allem durch ihre Sprache und durch die Welt in der sie lebten, viel fremder sein konnten als die Franzosen oder Deutschen jenseits der Grenze. Zwischen den grünen Hügeln des Juras wuchs ich auf, im Berner Mittelland waren meine Grosseltern zu Hause und in schroffe Alpentäler gingen wir in die Ferien. Selbstverständlich bin ich meiner Heimat besonders verbunden; sie reicht heute - verzeihen Sie mir die Grenzverletzung - etwa von Freiburg im Breisgau über die Region Basel bis in den westschweizer Jura. Dort bin ich mit dem Fahrrad unterwegs, dort kenne ich auch Wege und Nebenstrassen, von dort weiss ich Geschichten und dort sind viele meiner Freunde und Bekannten zu Hause. Und noch etwas: Die Schweiz kennt kein Schweizer Bürgerrecht an sich.

Heimatberechtigt sind alle Schweizerinnen und Schweizer in ihrer Heimatgemeinde, und nur über diese Heimatgemeinde sind sie Schweizer.

Was hat nun dieses etwas unsystematisch geschilderte Durcheinander von Sprachen, Landschaften, Mentalitäten und Kulturen mit meiner Behauptung zu tun, wir Schweizerinnen und Schweizer seien eigentlich gute Europäerinnen und Europäer? Europa, das ist für mich eben diese Vielfalt mit den Kräften, die in ihr stecken, der Energie, die sie freisetzt, und der Rücksicht, die sie verlangt, wenn wir ernsthaft und freundlich miteinander umgehen. Europa als Wirtschaftsraum, das sagt mir schon viel weniger, ja, ich betrachte mit etwelchem Argwohn die Entwicklung einer gigantischen EG-Fuhrhalterei, der freie Fahrt für Tausende von Lastenzügen das wichtigste Anliegen zu sein scheint. Dass durch diesen ausser Kontrolle geratenen Strassentransportwahnsinn ganze Landschaften in den Abgasen zum Teufel gehen, darunter das wunderschöne, zum Gotthard führende Haupttal des Urnerlandes, scheint ohne Belang zu sein. Ich hege auch eine tiefsitzende Schweizer Abneigung gegen jede Art von Zentralismus. Industrieller Gigantismus mit seiner Landschaftszerstörung und seinen gesichtslosen Schlafstädten für Arbeiter und Angestellte ist mir ebenso ein Greuel wie sein menschenverachtendes Kalkül mit der sogenannten strukturellen Arbeitslosigkeit. Small is beautiful! - dieses Anliegen zu vertreten wären just jene Schweizerinnen und Schweizer aufgerufen, die meinen, mit Abseitsstehen und Zuschauen ihre Haut retten zu können, während Nestlé, ABB, CIBA, Roche und andere schon lange um einen Platz an der EG-Wirtschaftslandschaftssonne mitpokern. Small is beautiful! - damit auch etwas Sonne bleibt für die Kulturlandschaften der kleinen Unterschiede.

Aber Sie wissen es, meine Damen und Herren, viele Schweizer tun sich schwer mit der Tatsache, dass sie Europäer und nicht die übrigen Europäer Schweizer werden sollen. In der Eidgenössischen Abstimmung vom 6. Dezember 1992 lehnten die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger den Beitritt der Schweiz zum Europäischen Wirtschaftsraum ab, und zwar mit einem Stimmenverhältnis von 50,3% Nein zu 49,7% Ja bei einer Stimmbeteiligung von 78,3%. Dabei stimmten die französischsprachigen Schweizer mehrheitlich ja, die Deutschschweizer - ausser der Region Basel - und die italienischsprachigen Tessiner mehrheitlich nein. Warum? Den meisten Schweizerinnen und Schweizern geht es wirtschaftlich gut, besser, meinen sie, als vielen Menschen im übrigen Europa. Sie sind stolz auf ihr Land, das sie als schönes Herz Europas und als politischen Sonderfall erhalten möchten. Die Schweiz blieb vom Massensterben und von den Massenmigrationen in den beiden Weltkriegen verschont. Viele ältere Menschen schreiben dieses Verschontbleiben dem Sonderstatus zu, den die Schweiz als neutraler Kleinstaat genoss. Die Armut am Rande Europas, die ethnischen Konflikte im Osten Europas

und die modernen Massenmigrationen machen ihnen Angst. Auf dem Spiel stehen nach Ansicht dieser konservativen Meinungsträger überlieferte politische Grundrechte, überlieferte Freiheit, Souveränität und Neutralität sowie die historisch gewachsene Volksgemeinschaft mit ihren Kulturen. Latente oder explizite Fremdenfeindlichkeit sind in dieser konservativen Ideologie die Regel, ihren extremsten Ausdruck findet sie im militanten Fremdenhass - auch in der Schweiz sind Brandanschläge auf Asylantenunterkünfte verübt worden.

Die konservativen Meinungsträger glauben, trotz weltweiter wirtschaftlicher Verflechtungen und trotz zunehmender grenzüberschreitender Beziehungen im Positiven wie im Negativen sozusagen aus dem Abseits mit Sonderverträgen besser zu fahren als in einem vereinten Europa. Ihr spezifisch schweizerisches Selbstvertrauen beziehen sie aus einem sehr fragwürdigen Geschichtsbild. Es ist das Bild einer mythisch verbrämten, mittelalterlichen, alpinen Schwurgemeinschaft, die in heroischem Kampf und mit heroischer Standhaftigkeit allen Bedrohungen von aussen trotzend, ihren Teil bis heute nicht nur zu wahren, sondern auch klug und tapfer zu mehren wusste. Wilhelm Tell, der Kampf gegen fremde Vögte, der Bundesschwur 1291 auf der Rütliwiese - dessen wir an unserem Nationalfeiertag gedenken -, der siegreiche Kampf gegen die machtlüsteren Habsburger 1315 bei Morgarten - das sind Eckpfeiler dieses Geschichtsgebäudes. Aber dieses Geschichtsgebäude ist nicht nur zum grössten Teil zusammengeklittert, falsch verstanden und morsch, es hat mit der heutigen Schweiz etwa so viel zu tun wie ein zentralafrikanischer Staat. Der Idealschweizer dieser Trutzideologie ist der innerschweizerische *homo alpinus*, jener freiheitsliebende Kuhhirte, dessen Bild in der Heimwehkultur des 18. Jahrhunderts gebastelt wurde; Alpenseligkeit wurde zu einem begehrten literarischen und musikalischen Exportartikel und der Alpentourismus begann zu blühen. In der Rassentheorie zu Beginn unseres Jahrhunderts kam der *homo alpinus* sozusagen als arisches Schweizer Sondermodell wieder zu Ehren und heute feiert er im fremdenverkehrswirksamen Folklorismus Urstände als farbenprächtiges, gesundes, heimeliges und arbeitsames schweizerisches Urvieh. In der Werbung vermag Cool man-Steiner mit seinem Alpöhi-Look gegenwärtig auch die Jugend zu begeistern.

Dazu ein Beispiel: Im Vorfeld der Abstimmung für den EWR-Beitritt der Schweiz, im Spätsommer 1992, kam es in einer vom Fernsehen übertragenen Veranstaltung im Bundesbriefarchiv in Schwyz - also an mythenrächtiger Stätte - zum Showdown zwischen einem solchen Urvieh und zwei Bundesräten. Der Volksmusiker Domini Marty, mit Sennenrauschebart und in weissem Sennenkittel, erteilte mit hochrotem Kopf brüllend und fäusteschwingend den beiden Magistraten eine Abreibung in Sachen vaterländischer Gesinnung, die sich

gewaschen hatte. "Nein! Nicht mit uns!", hörten und sahen ihn die 760'000 Fernsehzuschauer krakeelen, "Mit eurem Europa könnt ihr uns am Arsch lecken!" Der österreichische Journalist Christian Seiler kommentiert in seinem Buch *Verkaufte Volksmusik. Die heikle Gratwanderung der Schweizer Folklore* Domini Marty's Auftritt mit feinem Gespür für die innereidgenössische Wetterlage so: "Der Kulturpessimismus, der Intellektuellenhass, die Xenophobie, die den Auftritt des Domini Marty im Bundesbriefarchiv prägten, sind keine zufällige Mischung, kein Resultat eines zunehmend schärfer von rechts wehenden Zeitgeists. Der 'Lärm von rechts', den Domini Marty entfachte, war ein 'Lärm von innen', sein Donnergrollen das atmosphärische Resultat einer Abwehrmythologie, die von Schweizer Festrednern jahrzehntelang beschworen worden war und plötzlich in ihre Bewährungsprobe eintrat. Die Ironie besteht darin, dass ausgerechnet der Bundesrat, sozusagen die Höchstinstanz schweizerischer Eigenbesinnung, zum Ziel des Sperrfeuers aus der eigenen Deckung wurde."

Seiler's Einschätzung findet meine ungeteilte Zustimmung. Denn es sind just jene hier als Vaterlandsverräter angepöbelten Bundesräte, die bei jedem Folklore-Grossanlass wie dem Eidgenössischen Jodlerfest und dem Eidgenössischen Schwingfest die Mitglieder der Festgemeinde als die Wahrerinnen und Wahrer echter schweizerischer Tugenden und Werte rühmen, die Wichtigkeit der Traditionsverbundenheit und Traditionspflege betonen und die Wahrung altbäurischer Gesinnung empfehlen. Kein Wort davon, dass bei aller Pflege des nationalen Gutes auch die Gastfreundschaft ändern gegenüber gelten muss.

Ein zweites Beispiel zum Stellenwert des schweizerischen Geschichtsmythos: Im Jahr 1991 feierte die Schweiz 700 Jahre Eidgenossenschaft. Es war ein Jahr der von höchster politischer Ebene abgesegneten patriotischen Bekenntnisse zu dieser in ihrem Kern längst widerlegten Ursprungsgeschichte. Kritische Korrekturen und Gegenentwürfe, die in nicht geringer Zahl erschienen, wurden von der hochhoffiziellen Festgemeinde aus Politik und Wirtschaft nicht zur Kenntnis genommen. Der Basler Historiker Werner Meyer schrieb dazu im Vorwort zu seinem Büchlein *Was geschah 1291?*:

"Dass sich ein Staatswesen des 20. Jahrhunderts für sein Dasein in Gegenwart und Zukunft durch Erzählungen aus dem Mittelalter zu legitimieren habe, ist ein zu grotesker Gedanke, um ernsthaft erwogen werden zu können. Und trotzdem sträuben sich all die Erzpatrioten und selbsternannten Gralshüter vaterländischer Gesinnung in ihrer fundamentalistischen Engstirnigkeit mit Händen und Füßen gegen eine Revision des Geschichtsbildes, die in Wirklichkeit schon längst begonnen hat und in immer weiteren Kreisen der Schweizer Bevölkerung Zustimmung findet."

Ich will Ihnen, als potentiellen Schweizreisenden, mit dieser Folklore- und Geschichtslektion keineswegs die Freude an den Alpen und den Folkloredenkmalern nehmen. Besuchen Sie bei einer Reise in die Zentralschweiz die Hohle Gasse und die Tellskapelle bei Küsnacht, die Rütliwiese am Vierwaldstättersee, das Teldenkmal in Altdorf, die Klause von Bruder Klaus in Flüeli-Ranft, aber verwechseln Sie das, was Sie an touristisch-folkloristischer Information vorgesetzt bekommen, nicht mit Schweizer Geschichte und schon gar nicht mit einer Geschichte, welche für die heutige Schweiz noch irgendwie relevant sein könnte. Denn die Geschichte der heutigen Schweiz beginnt 1848 mit der Gründung des Bundesstaates, einer Gründung, die schmerzhaft war. Damit sie überhaupt möglich wurde, mussten in den napoleonischen Kriegen die Feudalstrukturen des Ancien Régime zerstört werden. Erst durch die Intervention Napoleons wurde die Schweiz ein Land mit drei Nationalsprachen; vorher war sie ein deutschsprachiger Staat, in dem die anderssprachigen Regionen Untertanengebiete oder zugewandte Orte mit eingeschränkten Rechten waren. Der Bundesstaat von 1848 ist eine radikal-liberale Gründung, die dem industriellen Wachstum, dem technischen Fortschritt und der wirtschaftlichen Expansion verpflichtet war.

Diese Geschichte steht, wie sie merken, in krassem Gegensatz zur mittelalterlichen Geschichtsklitterung. Der Geburtshelfer der modernen Schweiz ist nicht der Urschweizer Alpenheld Wilhelm Tell, sondern der französische Kaiser Napoleon. Der Geist, aus dem der moderne Bundesstaat erwuchs, ist der radikale Liberalismus der nichtalpinen Schweiz und nicht der neuerungsfeindliche Konservatismus der Alpenregion. Doch diese Geschichte ist nicht Teil des nationalen Bewusstseins der Schweizerinnen und Schweizer. Gottfried Keller ist wohl der grosse Schriftsteller der jungen republikanischen Schweiz. Aber es gibt keine republikanische Folklore mit Helden wie Napoleon oder Peter Ochs, dem Basler Politiker, der die Verfassung für die helvetische Einheitsrepublik entwarf. Es gibt auch keine Technik- oder Industriefolklore, welche Helden besingt wie den Zürcher Eisenbahnpionier Alfred Escher, der den Bau der Gotthardbahn einleitete, oder den Metall- und Maschinenbaupionier Johann Jakob Sulzer. Und doch sind sie es, die das Gesicht der heutigen Schweiz entscheidend mitgeprägt haben, denn auf der Gotthardstrecke fahre ich heute noch von Luzern ins Tessin und die Firma Sulzer baut noch heute Lokomotiven und Turbinen. 1998 hätten wir 150 Jahre Bundesstaat zu feiern, doch die Vorfreude auf das Fest ist klein. In ihrer Ausgabe vom 13. April 1995 titelte die Wochenzeitung *Die Weltwoche* einen Artikel zu diesem Thema: "Napoleon feiern? - Nein danke. Jubiläumsjahr 1998: Die Innerschweiz will keine alten Wunden auf-reissen."

Weshalb hängt denn die Schweiz noch heute so an ihrer falschen Wilhelm Tell- und-Rütliwiese-Vergangenheit, an der vom Wiener Kongress 1815 anerkannten

Neutralität? Dazu ein paar Worte, welche diese Geschichtslektion, die ich Ihnen zumute, beschliessen. Um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert veränderte sich das Gesicht der Schweiz rasant. Immer mehr Strassen und Eisenbahnstrecken frassen sich durchs Land. Grosse Industriekomplexe entstanden. Die Landwirtschaft verlor an Bedeutung. Die Städte begannen unaufhaltsam zu wachsen und sich zu Machtzentren zu entwickeln. Der radikale Liberalismus verlor seinen idealistischen Impetus und wurde zu einem kapitalistischen Materialismus. Die sozialistische Arbeiterbewegung gewann an Kraft. Eine gewisse Orientierungslosigkeit, ein Gefühl des fremd werdens im eigenen Land und eine gewisse Angst vor der Zukunft machten sich breit. Da erinnerten sich die wiedererstarkenden konservativen Kräfte an die alte alpine Trutzideologie mit ihren Helden, ihren Idealen von Freiheit, Selbstgenügsamkeit und Selbstbestimmung in ländlicher Einfachheit. Erstmals zur 600-Jahr-Feier der Eidgenossenschaft 1891 wurde der 1. August als Nationalfeiertag mit Glockengeläut im ganzen Land begangen. Schriftsteller wie Jakob Christoph Heer und Ernst Zahn schrieben Alpenromane, die auch in Deutschland sehr gut ankamen, Jeremias Gotthelf, ein Apologet der alten Ordnung, wurde wiederentdeckt, und die erwachende Mundartliteratur feierte den mit der Scholle verwachsenen Bauern, der, so sagte es ein wichtiger Vertreter, den "altererbten Stammescharakter" am treuesten bewahrt habe. Die Mundartliteratur leistete zudem Widerstand gegen "die Modeströmungen und entartenden Einflüsse der Literatenliteratur". Vaterländische Vereine und Folkloreverbände schossen wie Pilze aus dem Boden, das patriotische Festspielwesen blühte. Die Schweiz, das wurde bereits in der Schule eingetrichtert, war das besondere, von Gott speziell behütete Herz Europas.

Diese Besonderheitenideologie verstärkte sich während des Ersten Weltkriegs, während der Zeit der nationalsozialistischen Bedrohung, während des Zweiten Weltkriegs und während der Zeit des Kalten Krieges zur Igelmentalität. Die Schweiz konnte ihre inneren Differenzen überspielen und verdrängen in einer geschlossenen Abwehrhaltung gegen aussen. Deutlichster Ausdruck dieser Igelmentalität war der Reduitplan der Schweizer Armee im Zweiten Weltkrieg. Der Generalstab beschloss, im Falle eines deutschen Überfalls das dicht besiedelte und industrialisierte Mittelland preiszugeben und den Widerstand auf die zentralschweizerische Alpenfestung zu beschränken. Was gab es dort zu verteidigen ausser ein paar Sennen, Kühen, Alpen, Felsen, Schnee und Eis? Das ideologische Herz der Schweiz!

Nicht praktische Probleme wie die Integration der Land- und Alpwirtschaft, Handels- und Verkehrsfragen, Fragen der Gesetzesanpassung hindern Schweizerinnen und Schweizer daran, zu Europa ja zu sagen, sondern ein ideologisches Brett vor dem Kopf. Die politische Klasse nagelt es leider durch ihr populistisches Anbiede-

rungsgebaren noch fester. Die Mentalität macht die Schweizer zu Aussenseitern und nicht ihr Alltagsverhalten, das sie in gewissem Sinn fast zu Mustereuropäern macht! Da die Gefahren von aussen heute nicht mehr so akut sind, gewinnen die innerschweizerischen Probleme und Gegensätze an Wichtigkeit. Und diese gilt es zu bewältigen, wenn es im nächsten Jahrhundert noch eine Schweiz geben soll. Denn die Schweiz ist keine Sprachnation, sondern eine Willensnation.

In der Schweiz leben knapp 7 Millionen Menschen, davon sind gut eine Million Ausländer. Von den Schweizerinnen und Schweizern sprechen etwa 64% deutsch, etwa 19% französisch, etwa 8% italienisch und gut 0,5% rätoromanisch. Zwischen der deutschsprachigen Mehrheit und den italienischsprachigen Tessinern liegt als mächtige Sprachgrenze das Alpenmassiv; Sprachgrenzenprobleme zwischen diesen Sprachgemeinschaften gibt es deshalb nicht. Zu Spannungen kommt es eher, weil viele Deutschschweizer und Deutsche, die in dem als "Sonnenstube" beliebten Tessin arbeiten oder ihren Lebensabend verbringen, sich keine Mühe geben, Italienisch zu lernen. In einzelnen Tessiner Gemeinden führt dies zu einer deutschsprachigen Übermacht, die bewirkt, dass die Sitzungen des Gemeinderates auf deutsch abgehalten werden müssen. Die Tessiner, in der Geschichte dieses Jahrhunderts durch deutschschweizer Arroganz oft verletzt, wollen ihre Italianität respektiert wissen. Als wirtschaftlich eher schwacher Kanton hegt das Tessin auch einen latenten Groll gegen die Arroganz des wirtschaftsmächtigen Zürich; im ganzen ist jedoch das Verhältnis zwischen Tessinern und Deutschschweizern unproblematisch.

Deutschschweizer und Rätoromanen leben im Kanton Graubünden schon lange auf engem Raum nebeneinander. Bei diesem Nebeneinanderleben zieht das Rätoromanische eindeutig den kürzeren, denn seine Position ist schwach. Erstens gibt es keine rätoromanische Hochsprache; der Versuch, eine künstliche Hochsprache, das *romantsch grischun*, einzuführen, ist immer noch im Gang und erweist sich als problematisch. Zweitens sprechen nur noch etwa 50'000 Menschen rätoromanisch; das Sprachgebiet ist zerstückelt und durch den Tourismus stark beeinträchtigt. Drittens hat die Rätoromania ihren Hauptort Chur bereits im Mittelalter an die deutsche Sprache verloren. Viertens hat sie kein starkes Hinterland wie die deutsche, die italienische und die französische Sprache; Rätoromanisch ist deshalb eine wirtschaftlich sehr schwache Sprache. All dies führt dazu, dass sozusagen alle Rätoromanen zweisprachig sein müssen. Rätoromanisch ist eine schutzbedürftige Sprache und seine Zukunft ist sehr ungewiss. Die Deutschschweizer begegnen ihm mit der Sympathie der Stärkeren, die für die Betroffenen nicht immer leicht zu ertragen ist. Den Tessinern und den Romands ist das Rätoromanische ziemlich gleichgültig, obwohl es zur Romania gehört.

Zwischen der deutschsprachigen Mehrheit und der zweitgrössten Sprachgruppe der französischsprachigen Schweizer ist das Verhältnis schon problematischer. Das lässt sich einmal mit der langen, zwischen Jura und Alpen durch offenes Gelände führenden Sprachgrenze erklären. Diese Sprachgrenze teilt auch zwei Kantone sprachlich, nämlich das Wallis und Freiburg. Die Sprachgrenze bildete sich dort aus, wo im frühen Mittelalter Alemannen und burgundische Romanen aufeinandertrafen; seit dem ausgehenden Mittelalter ist sie erstaunlich stabil geblieben. Sprachliche Mischgebiete gibt es in erster Linie rund um die zweisprachigen Zentren Biel, Murten und Freiburg sowie in einzelnen Gemeinden des Juras. Die Schaffung eines neuen Kantons Jura im Jahr 1979 hatte keinen Einfluss auf die Sprachgrenze. Zur Entwicklung eines zuweilen militanten jurassischen Separatismus kam es auch nicht aufgrund sprachlicher Differenzen, sondern aufgrund einer bernischen Politik, die ihren jurassischen Kantonsteil wie ein Untertanenland behandelte; der Jura als *terre romande* und *terre catolique* fühlte sich vom Kanton Bern vernachlässigt. Noch ich musste mir, wenn ich in den fünfziger Jahren aus dem Jura zu den Grosseltern in der Nähe von Bern in die Ferien ging, von den Kindern dort sagen lassen: "Schau, ein Neger aus dem Berner Kongo!"

Die Stabilität der Sprachgrenze ist in neuester Zeit auch bei zunehmender Mobilität insofern nicht gefährdet, als der Gebietsbestand einer Sprache durch das nicht in der Verfassung verankerte, aber in der Rechtspraxis angewandte Territorialprinzip gesichert ist. Das Territorialprinzip besagt, dass eine Sprache, auch eine Minderheitensprache, Anspruch auf ihr historisches Verbreitungsgebiet und dessen Homogenität hat.

Dass zwischen Deutschschweizern und Welschen - wir nennen die französischsprachigen Schweizer Romands oder Welsche - dass zwischen Deutschschweizern und Welschen dennoch nicht eitel Minne herrscht, hat verschiedene Gründe. Sie zu erklären, bedarf es eines kurzen historischen Exkurses. Zu Beginn unseres Jahrhunderts war die Position des Französischen als Bildungssprache und Sprache der aristokratischen Elite auch in der deutschen Schweiz noch sehr stark. Das Ansehen des Französischen war so gross, dass auch der aufstrebende Mittelstand seine Söhne und vor allem seine Töchter für ein Jahr ins Welschland schickte. Das Schweizerdeutsche nahm viele französische Wörter in seinen Wortschatz auf: *Trottoir* für *Gehsteig*, *Velo* für *Fahrrad*, *Camion* für *Lastwagen*, *Car* für *Reisebus*, *Pneu* für *Autoreifen*, *Chauffeur* für *Fahrer*, *Perron* für *Bahnsteig*, *Coiffeur* für *Friseur*, *merci* für *dankeschön*, *Cousin* für *Vetter*, *Beret* für *Baskenmütze*, um nur einige zu nennen. Die französischsprachige Minderheit wusste sich im Besitz der besser angesehenen Sprache und hatte nichts

zu klagen. Kleine Scharmüzelchen wegen zugewanderter Berner Bauern im Jura und der Beschilderung von Bahnstationen waren weiter nicht aufsehenerregend.

In der Zeit vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs kam es zu einem ersten, ideologisch bedingten Konflikt zwischen Deutsch und Welsch. Ein Teil der deutschschweizer Elite, vor allem Grossindustrielle, Bankiers und Mitglieder des Offizierskorps der Armee fühlten sich vom preussischen Stil im deutschen Kaiserreich sehr angetan. Sie begannen über die Grenze freundschaftliche Bande zu knüpfen, betonten ihr Deutschtum und luden im September 1912 sogar Kaiser Wilhelm II. zu den Herbstmanövern der Schweizer Armee ein. Wie hohe Wellen die Begeisterung für das deutsche Reich warf, mag das Beispiel des Schriftstellers Ernst Zahn zeigen, der 1914 in einer deutschen Illustrierten das Gedicht *Sturmlied* veröffentlichte mit der Schlussstrophe:

Hei, wie der Sturm die Fahnen fand!
 Lasst fliegen! Lasst fliegen!
 Dich grüss' ich noch mein Vaterland:
 "Sterben oder siegen!"

Diese Vaterlandsverwechslung kostete Zahn den Sitz als Präsident des Schweizerischen Schriftstellervereins. Eine Protestwelle der welschen Presse und der Austritt zahlreicher welscher Mitglieder aus dem Verein zwangen Zahn zum Rücktritt. Zwischen den nach Frankreich orientierten Romands, die dieser Reichsverliebtheit der deutschschweizer Elite mit wachsendem Ärger zuschauten, und den Deutschschweizern verschlechterte sich das Klima derart, dass der Schriftsteller Carl Spitteler am 14. Dezember 1914 in einer Rede die Parteien zur Besinnung rief.

"Wollen wir oder wollen wir nicht ein schweizerischer Staat bleiben, der dem Auslande gegenüber eine politische Einheit darstellt?", fragte Spitteler seine Hörer. "Wenn nein, wenn jeder sich dahin mag treiben lassen, wohin ihn seine Privatneigung schiebt und wohin er von aussen gezogen wird, dann habe ich nichts zu sagen. Dann lasse mans meinetwegen laufen, wie es geht und schlottert und lottert. Wenn aber ja, dann müssen wir inne werden, dass die Landesgrenzen auch für die politischen Gefühle Marklinien bedeuten. Alle, die jenseits der Landesgrenzen wohnen, sind unsere Nachbarn; alle, die diesseits wohnen, sind mehr als Nachbarn, nämlich unsere Brüder. Der Unterschied zwischen Nachbar und Bruder ist aber ein ungeheurer. Auch der beste Nachbar kann unter Umständen mit Kanonen auf uns schiessen, während der Bruder in der Schlacht auf unserer Seite kämpft. Ein grösserer Unterschied lässt sich gar nicht denken." Da haben sies, meine Damen und Herren, die Landesgrenze als einigendes Band nach innen.

Nun, die zerstrittenen Parteien liessen sich zur Ordnung rufen. In der Zwischenkriegszeit, in der Zeit des aufkommenden Nationalsozialismus und während des Zweiten Weltkriegs waren Deutsch und Welsch vereint im Widerstand gegen den Feind, praktisch im Aktivdienst und mental in der geistigen Landesverteidigung. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren Frankreich und die französische Kultur wiederum das Eldorado der geistigen Elite. Wer etwas auf sich hielt, trug eine Basenmütze, rauchte Gauloises, fuhr einen Deux-Chevaux, las Camus, Sartre und Beauvoir, hörte Lieder von Brassens, Brel und Piaf und sah sich französische Filme an. Zudem ging die 68er Bewegung von Paris aus. Wieder waren die französischsprachigen Schweizer im besseren Teil der Welt zu Hause und liessen sich die französische Sehnsucht der Deutschschweizer gefallen.

Aber in den siebziger Jahren wurde alles anders. In der Folkfestivalkultur, mit dem Aufkommen von Bob Dylan, den Beatles und den Rolling Stones, d. h. mit dem Einschwenken ins Rockzeitalter und ins Zeitalter der angelsächsisch dominierten Jugendkultur verloren Frankreich und das Französische ihre kulturelle Anziehungskraft. Verstärkt wurde die Entfremdung zwischen Deutschschweizern, Romands und auch Tessinern durch die elektronischen Medien. Sie konsumierten und konsumieren ihr je eigenes Radio und ihr je eigenes Fernsehen mit ihren Stars und ihrer Ausrichtung ins je eigene sprachliche Hinterland. Sie leben medial in verschiedenen Welten. Die Folge dieser Entfremdung ist, dass sich die Sprachgruppen in der Schweiz immer weniger füreinander interessieren. Die Kinder lernen in den Schulen nur noch widerstrebend eine zweite Landessprache; was sie interessiert, ist englisch. Im Bericht *Zustand und Zukunft der viersprachigen Schweiz* von 1989 schreiben die Autoren:

"Unsere vier Kulturen leben dicht nebeneinander, aber sie leben nicht zusammen. Es existiert allenfalls eine 'friedliche Koexistenz'. Man lebt in getrennten Räumen und zwar mit einem beachtlichen Mangel an wechselseitiger Information und mit einer bedrückenden Gleichgültigkeit gegenüber den Ereignissen, die sich ausserhalb der eigenen Region abspielen und gegenüber den Mitbürgern und Mitbürgerinnen, die dort leben. Aus solcher Uninformiertheit und Gleichgültigkeit erwachsen leicht Vorurteile."

Hinzu kamen in der französischsprachigen Schweiz seit den 60er Jahren wirtschaftliche Schwierigkeiten: Die Uhrenindustrie konnte sich gegen die Konkurrenz aus dem Ausland, vor allem im Billiguhrensektor, nicht mehr halten - das war vor der Swatch-Zeit -, Werkzeugindustrie und Apparatebau fielen in die Krise. Mit wachsender Unzufriedenheit sah man aus der Romandie auf die wirtschaftlich besser gestellte Deutschschweiz mit ihrem goldenen Dreieck Zürich - Basel - Bern, mit ihrer politischen und wirtschaftlichen Übermacht, mit ihrem

Führungsanspruch, der sich nicht um Ausgewogenheit zwischen den Sprachregionen schert. Differenzen weltanschaulicher Art wurden konstatiert: die Weltoffenheit der Romands gegenüber der Igelmentalität der Deutschschweizer. Das Nein der deutschen Schweiz zum EWR-Beitritt 1992 führte deshalb in der ja-stimmenden Romandie zu einem gequälten Aufschrei; der Chefredaktor der welschen Tageszeitung *Nouveau Quotidien* liess sich sogar zur Aussage hinreissen, das Nein der Deutschschweizer sei ein Zeichen mangelnder Intelligenz. Eine Ursache dieser mangelnden Intelligenz sah man von welscher Seite aus auch in der Dialektverliebtheit der Deutschschweizer. Wo nicht einfach zu bereinigende Differenzen weltanschaulicher und wirtschaftlicher Art vorliegen, findet die Unzufriedenheit rasch einen Sündenbock in der Sprache. In einem Zeitungsartikel im April 1992 behauptete der damalige Leiter des Bundesamtes für Kultur, Hans Rudolf Dörig, die Deutschschweizer liefen durch ihre Dialektverliebtheit Gefahr, zu Europas Trotteln zu werden, die bald niemand mehr verstehe.

Damit ist es an der Zeit, einige Worte zur eigenartigen Sprachsituation in der deutschen Schweiz zu sagen. Die Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer sprechen in Alltagssituationen fast ausschliesslich Dialekt, sei zu Hause, bei der Arbeit, in Ämtern, in vielen politischen Gremien, auf Versammlungen, fast überall herrscht der Dialekt als gesprochene Sprache vor. Im Gespräch hören sie auch meist Dialekt, doch als Radiohörer und Fernsehzuschauer sind sie auch geübt im Hochdeutshören. Fast ausschliesslich lesen und schreiben sie hochdeutsch; geschriebener Dialekt ist, trotz einer beachtlichen Mundartliteratur und gelegentlichen Mundartgebrauchs in der Werbung, selten; bei den Jugendlichen soll sich der geschriebene Dialekt im persönlichen Briefverkehr als nicht an starren Regelzwang gebundene Sprache einer gewissen Beliebtheit erfreuen. Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen verstehen hochdeutsch also in der Regel ohne Mühe. Hochdeutschlesen und Hochdeutshschreiben macht hierzulande nicht mehr Mühe als in Deutschland oder Österreich; hier wie dort klagen Kulturpessimisten über mangelnde Sprachkompetenz bei den Jungen. Diese Klage ist weltweit in allen Sprachgemeinschaften mit Schriftkultur seit Jahrhunderten zu hören; träfe sie zu, hätten wir das Lesen und Schreiben längst verlernt. Die einzige in der deutschen Schweiz bei vielen schlecht ausgebildete Sprachkompetenz ist das Hochdeutshsprechen. Einmal aus Mangel an Übung, dann, vor allem bei älteren Menschen, auch aus einer in der Schule erworbenen Abneigung gegen einen Sprachdrill, der sein Mass immer in den unerreichbaren Höhen der Literatursprache ansetzte. Wer aber hochdeutsch sprechen muss, um seine Arbeit oder seine Geschäfte erledigen zu können, beherrscht es in der Regel in einem Mass, das ihn nicht benachteiligt. Der Schweizer, der hochdeutsch

spricht, sollte sich seines Schweizer Akzents ebenso wenig schämen wie die Kölnerin ihres Kölner oder der Bayer seines bairischen Akzents; dennoch schämen sich viele Schweizerinnen und Schweizer ihrer gesprochenen Hochsprache. Auch das ist ihrer Sprechbereitschaft abträglich. Hinzu kommt eine gewisse, wohl nur historisch erklärbare Abneigung vieler Deutschschweizer und Deutschschweizerinnen gegenüber Deutschem und die Tatsache, dass sie sich vor allem über den Dialekt gegen aussen abgrenzen.

Die deutschschweizer Dialekte sind alemannische Dialekte; alemannische Dialekte spricht man auch im südlichen Elsass, im Südbadischen, in Vorarlberg, im Fürstentum Liechtenstein und in einigen Walsergemeinden Norditaliens. Es sind lautlich auffällige Dialekte, weil sie einige charakteristische Lautwandel zum Hochdeutschen nicht mitgemacht haben und auf der Stufe des Mittelhochdeutschen stehengeblieben sind. Statt *Haus, Maus, aus* heisst es im Schweizerdeutschen immer noch *Huus, Muus, uus*; statt *Bruder, Mutter, Futter* heisst es *Brueder, Mueter, Fueter*, statt *Tier, biegen, hier* heisst es *Tier, biege, hie*. Vor Nasallauten wurde das *u* nicht zu *o* gesenkt: *Sonne, Sohn, ich komme* heisst *Sunne, Suun, i chume*. In offener Silbe wurde der Vokal in vielen deutschschweizer Dialekten nicht gedehnt: statt *Vater, Leben, liegen, gelogen* heisst es *Vater, Läbe, lige, gloge*. Andererseits hat das Schweizerdeutsche *sp-* und *st-* nicht nur am Wortanfang zu *schp-* und *scht-* gemacht wie das Hochdeutsche, sondern auch im Wortinnern: *Mist* und *Kaspar* lauten bei uns *Mischt* und *Chaschper*. Auffälligstes konsonantisches Lautmerkmal ist *ch-* statt *k-* am Wortanfang und die Affrikate *kch*: *Kind, Kopf, Sack* wird zu *Ching, Chopf, Sack*. Die schweizerdeutschen Dialekte sind wegen dieser lautlichen Eigenart oft als roh und unschön gescholten worden. Das Perfekt von *sein* bilden wir nicht mit *wesen*, sondern mit *sein*. *Ich bin gewesen* heisst also schweizerdeutsch *i bi gsii*. Die schweizerdeutschen Dialekte kennen die Vergangenheit, also das Präteritum, nicht; Futurformen bilden sie mit Partikeln und nicht mit dem Hilfsverb *werden*: *Ich werde kommen* heisst *i chume de*. Sie kennen nur ein Relativpronomen: *Der Mann, der..., die Frau, die..., das Kind, das...* heisst einförmig *dr Maa / d Frou / ds Ching, wo...* Der spezielle Wortschatz der schweizerdeutschen Dialekte ist reich: Im Berndeutschen, das ich spreche, heisst die *Elster Agerschte*, das *Marienkäferchen Himugüegeli*, für *immer* sage ich *geng*, für *steil stozig*, für *nackt blutt* und für *wispern chüschele*. Soviel zu einigen charakteristischen Merkmalen. Lautlich sind die schweizerdeutschen Dialekte im ganzen erstaunlich stabil. Aber als alte Bauern-, Handwerker- und Kleinstadtsprachen haben sie einen grossen Teil ihres traditionellen Wortschatzes verloren; an seine Stelle tritt der internationale Wortschatz der modernen High Tech-Welt, der meist aus dem Hochdeutschen oder Englischen übernommen und eingelautet wird. Für die Scheinwer-

fer am Auto sage ich *Schiinwäärffer*, obwohl ich für *werfen* eigentlich *schiesse* sage, und der Kofferraum heisst *Koferruum*, obwohl der Koffer für mich eigentlich eine *Gofere* ist. Auch in der Schweiz *tschogen* wir für unsere Gesundheit, und diesen Vortrag habe ich auf einem *Kompjuuter* geschrieben, doch habe ich ihn nicht getippt, sondern *töggelet*.

Weshalb sind die Dialekte in der deutschen Schweiz, anders als in Deutschland oder in Österreich, die in fast allen Lebensbereichen dominierenden Sprechsprachen geblieben? In der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts glaubten auch hierzulande viele Fachleute und Sprachinteressierte, dass die Dialekte dem Druck des Hochdeutschen nicht standhalten könnten und aussterben würden. Doch um die Jahrhundertwende setzte mit der bereits geschilderten Rückbesinnung auf konservative Werte und der damit einhergehenden nationalen Selbstbesinnung eine Bewegung ein, die den Schutz nationaler Güter forderte. Die Mundartliteratur und das breitenwirksame mundartliche Volkstheater begannen zu blühen. 1906 wurde die Schweizerische Vereinigung für Heimatschutz gegründet, die sich neben Sachgütern und Brauchtum auch der Dialekte annahm. Der Erste Weltkrieg, die Zeit des aufkommenden Nationalsozialismus und der Zweite Weltkrieg verstärkten das Abgrenzungsbedürfnis der Deutschschweizer gegenüber ihren deutschsprachigen Nachbarn; Schweizerdeutsch wurde zur gehätschelten Sprache einer heroisch verbrämten Selbsterhaltungsideologie. Zudem wurden Sprachgemeinschaften in unserem Land nicht durch kriegsbedingte Massenmigrationen zerrissen wie in Deutschland. Nach dem Zweiten Weltkrieg erlebte die gesprochene Sprache dann mit dem Radio, dem Telefon und später auch mit dem Fernsehen eine grosse Aufwertung - und in der deutschen Schweiz war die gesprochene Sprache eben der Dialekt. Ich bin nicht der Meinung, dass uns die Dominanz des Dialekts als gesprochene Sprache in fast allen Bereichen benachteiligt oder gar daran hindert, an den Geschäften der Welt teilzunehmen. Mir ist nicht bekannt, dass deutschschweizer Bankiers, Geschäftsleute oder Wissenschaftler als sprachliche Hinterbänkler unter einem Stigma litten. Im Gegenteil: Sie sind in der Regel sehr sprachgewandt und sprechen hochdeutsch, französisch oder auch englisch, was opportun oder nötig ist. Der Dialekt als Sprache ist nicht das Problem, sondern die mit ihm verbundene Abgrenzungs- und Besonderheitenideologie, die Schweizergärtleinmentalität, die in jedem fremden Samen von jenseits des Zauns Unkraut vermutet.

Hubert Klausmann hat mir mitgeteilt, dass die Stiftsbund-Reise in den westlichen, also vor allem französischsprachigen Teil der Schweiz führen wird. Deshalb will ich meinen Vortrag mit einigen Bemerkungen zur Romandie beschliessen. Die französischsprachige Schweiz umfasst vier Kantone, nämlich Genf, Waadt, Neuenburg, Jura, zwei Teilkantone, nämlich Wallis und Freiburg, und die kleine

französischsprachige Minderheit des Kantons Bern. Landschaftlich hat die Westschweiz Teil an den vier landschaftlichen Grossregionen der Schweiz: Jura, Mittelland, Voralpen und Alpen. Von Norden her zieht sich der Jurabogen westlich des Bieler- und Neuenburgersees in südwestlicher Richtung bis vor die Tore Genfs. Das westliche Mittelland zieht sich vom Seeland bis hin zur nördlichen Genferseeregion und grenzt an die Waadtländer und Freiburger Voralpen, die ihrerseits an das Alpenmassiv stossen. Die Reize dieser Landschaften sind vielfältig. Der Jura lockt mit seinen grünen Hügeln, Hochweiden, Wäldern und markanten Schluchten. An den Westufern des Bieler- und Neuenburgersees, am Nordufer des Genfersees und im Wallis liegen die bekanntesten Weinanbaugebiete der Schweiz. Vor allem das Nordufer des Genfersees mit seinem einst mondänen Kurort Montreux hat wegen seiner Schönheit oder wegen seiner niederen Steuern - so genau weiss man das nicht - immer wieder Berühmtheiten angezogen, die sich dort niederliessen: Charles Chaplin, Peter Ustinov, Audrey Hepburn, James Mason, David Niven, Han Suyin, Georges Simenon. Sie sowie Emire, Ölprinzen, Dollarprinzessinnen und Ex-Könige machten aus dem Pays de Vaud ein Hollyvaud. Auf den grünen Hügeln der Voralpen weiden die Kühe, und wer gerne Käse isst, sollte sich seine Herstellung in einer der vielen Schaukäseries anschauen und dann eine herbe Käseschnitte oder ein samtweiches Käsefondue geniessen.

Wir sprechen, wenn wir die französischsprachige Schweiz meinen, gern von der Romandie. Doch böse Zungen behaupten, es gebe sie gar nicht; zu stark unterschieden sich die verschiedenen Mentalitäten, welche der Journalist Marcel Schwander mit einem Augenzwinkern so beschreibt: "Jurassier und Bieler übertreiben ihre Aussage - Waadtländer äussern keine Meinung oder diejenige des Gesprächspartners und widersprechen erst, wenn der andere weg ist. Völlig undenkbar: ein Waadtländer Staubsaugerverkäufer - er fände Worte erst unten an der Treppe. Flinkzüngige Genfer lächeln gern über die bäuerischen Waadtländer, und diese strafen Genf mit Verachtung: sie nennen den Namen der Stadt am Ausfluss der Rhone nicht und sehen Genfer als Unpersonen. 'Genevois, quand je te vois, je vois le diable devant moi', heisst es in einem Waadtländer Kinderreim" - 'Genfer, wenn ich dich sehe, sehe ich den Teufel vor mir.' "Ich bewege mich", schreibt Schwander, "durch sechs oder - wenn ich die südlichen Juratäler mitzähle - sieben Kantone, die mindestens so verschieden sind wie jene der Deutschschweiz. Auf kleinem Raum sind Welten zu entdecken."

Eine Welt für sich ist das internationale Genf. Es ist eine Stadt bedeutender Persönlichkeiten: Der Reformator Calvin machte Genf im 16. Jahrhundert zu einem protestantischen Rom mit weltweiter Ausstrahlung. Der Genfer Bürger Jean-Jacques Rousseau war im 18. Jahrhundert Wegbereiter der Menschenrechte und der

französischen Revolution. Der Kantonsingenieur und Kartograph Henri Dufour wurde als oberster Chef der Armee im letzten Bürgerkrieg des Landes zum eidgenössischen Friedensstifter. Der Kaufmann und Philantrop Henry Dunant machte seine Heimatstadt zum Sitz des Roten Kreuzes. Im europäischen UNO-Sitz tagen mehr Gremien als in New York. Dazu kommen unzählige weitere Institutionen: "Von Pershing-Raketen bis zur Endivienkultur, vom Ölpreis bis zur Tsetse-Fliege wird in Genf jedes menschliche Anliegen durch und durchgesprochen", wie ein ausländischer Journalist schrieb. Genf kennt man heute weltweit besser als die Schweiz. Schon der französische Diplomat Talleyrand hatte gewitzelt: "Es gibt fünf Erdteile: Europa, Asien, Afrika, Amerika und ... Genf." Jahrhundertlang war der winzige Stadtstaat vom Gebiet feindlicher Fürsten - Savoyen und Frankreich - umschlossen und völlig von den Landen der Eidgenossen getrennt. Wichtigste Verbindung war der Seeweg. Die Landverbindung zur Schweiz erhielt Genf erst mit der Aufnahme als vollberechtigtes Mitglied in die Eidgenossenschaft vom Wiener Kongress im Jahr 1815. Doch diese Nabelschnur ist dünn: der Kanton grenzt heute auf 102 Kilometer an Frankreich, nur auf vier Kilometer an die übrige Schweiz. Wen wundert da, dass bei politischen Schwierigkeiten Genfs mit der übrigen Schweiz immer wieder Genfer Stimmen laut werden, die fragen: "Soll Genf in der Schweiz bleiben?"

Die beherrschende Lage am Genfer See, der auf französisch Lac Léman heisst, nimmt aber nicht Genf, sondern die Waadtländer Metropole Lausanne ein. Die Stadt ist auf mehreren Hügeln über dem Genfersee entstanden. Es ist eine steile Stadt, in der eine Zahnradbahn, die *Métro*, vom Seeufer in die Altstadt mit der Kathedrale hinaufführt. Wer den Weg zu Fuss durch enge Gässchen und über Treppen hinaufsteigt, kann sich wohl nur schwer vorstellen, dass sich zu Beginn des 19. Jahrhunderts jährlich etwa 400'000 Fuhrwerke durch die Stadt bewegten im Kreuzungspunkt der Routen Frankreich-Italien und Genf-Bern. Gings abwärts kreischten die Bremsen, aufwärts mussten bis zu 18 Pferde die Gefährte unter Fluchen und Peitschenknallen der Fuhrknechte ziehen.

Zwischen der westlichen Landesgrenze und dem Westufer des Neuenburgersees liegt der Kanton Neuenburg mit der am Seeufer gelegenen Hauptstadt Neuenburg / Neuchâtel. Mit Beschluss der Eidgenössischen Tagsatzung und Bestätigung durch den Wiener Kongress wurde Neuenburg 1815 als 21. Kanton in die Eidgenossenschaft aufgenommen, und zwar als preussisches Fürstentum. Am 1. März 1848, wenige Tage nach der Februarrevolution in Paris, stürmten Republikaner aus dem oberen Kantonsteil das Neuenburger Schloss, eroberten es ohne Blutvergiessen und setzten eine neue provisorische Regierung ein. Die radikale Arbeitgeberschaft der Uhrmachergebiete, unterstützt von den Arbeitern, erhoffte sich von einem Regierungswechsel politische und wirtschaftliche Reformen. Die Ausrufung der Re-

publik bedeutete den Bruch mit Preussen, den Berlin allerdings nicht anerkannte. Die neuen Behörden machten sich an die Überarbeitung von Recht und Verwaltung, unter heftigem Protest der royalistischen Opposition, die von Preussen unterstützt wurde. 1856 scheiterte ein Staatsstreich der Royalisten. Preussen drohte mit Krieg, die eidgenössischen Behörden antworteten mit einem Truppenaufgebot. Auf Vermittlung Napoleons III. kam 1857 in Paris eine Konferenz zustande, wo der Konflikt im Sinne der helvetischen und neuenburgischen Wünsche geregelt wurde: Friedrich Wilhelm IV. von Preussen verzichtete auf seine Herrschaftsansprüche und behielt lediglich das Recht, bis an sein Lebensende den Titel "Fürst von Neuenburg und Valangin" zu führen.

Der jüngste Schweizer Kanton ist der 1979 geschaffene und vom Schweizer Volk bestätigte Kanton Jura. In Deutschland begegne ich immer wieder der Meinung, diese Kantonsgründung sei gleichzusetzen mit einem Vormarsch des Französischen und mit einem Sieg aggressiver Frankophonie über ein zu nachgiebiges Deutschschweizertum. Das ist blanker Unsinn. Mit der Gründung des Kantons Jura hat sich die Sprachgrenze um keinen Millimeter verschoben. Wohl wurde der jurassische Separatismus in der Endphase seines Kampfes um Autonomie zuweilen gewalttätig, nur war dies weniger einer aggressiven frankophonen Bewegung zuzuschreiben als der selbstgerechten und arroganten Haltung der Berner Behörden. Das deutschsprachige, protestantische Bern hatte seinen französischsprachigen, katholischen Kantonsteil nie als gleichwertig anerkannt. Mit militärischer Gewalt wurde in den 1830er Jahren die Kirche der staatlichen Aufsicht unterstellt, im Kulturkampf um 1870 wurden die meisten jurassischen Priester mitsamt ihrem Bischof abgesetzt. Zehntausende von Bernern aus dem alten Kantonsteil wanderten um die Jahrhundertwende in den Südjura ein und germanisierten ihn. Behördenvertreter und Geistliche wollten den Jura "assimilieren" und wünschten, dass "der welsche Teil des Kantons von deutscher Energie durchdrungen" werde, "vor allem aber ein deutsches Herz und ein deutsches Gefühl" bekomme. Wen wunderts da, dass der Ruf "Los von Bern!" bereits im 19. Jahrhundert erschallte und bis zur Kantonsgründung 1979 nicht mehr verstummte. Vor wenigen Monaten hat sich die jurassische Autonomiebewegung, soweit sie noch dahinvegetierte, selbst aufgelöst. Nichts zeigt deutlicher, dass die Mär von der zügellosen frankophonen Aggression eben eine Mär ist.

Damit hätte ich meine Lektion in Sachen Schweiz beendet.

Ich wünsche Ihnen für Ihre Stiftsbund-Reise in die Westschweiz, in die welsche Schweiz offene Augen, offene Ohren und ein offenes Herz gepaart mit Neugierde, auch im Bereich des Gaumens. Dann kann eigentlich nichts schiefgehen.

Wenn Sie sich etwas einlesen möchten, darf ich Ihnen zwei sehr gute Bücher empfehlen. Beide sind vom selben Autor: Marcel Schwander. Das eine heisst "Deutsch & Welsch. Ein Brückenschlag" und ist erschienen im Zytglogge Verlag, Bern 1991. Das andere heisst "Notizen aus der Westschweiz" und ist erschienen im Verlag Helbing & Lichtenhahn, Basel 1983.

Ich danke Ihnen fürs Zuhören!